



Sitten und Gebräuche in Königswalde

Karwoche. In der Karwoche, auch heiligen Weihnachten und Neujahr durfte kein Dung gefahren werden.

Karfreitag herrschte besondere Stille. Die Gräber der Angehörigen wurden besucht. Bei Krankheiten oder anderen schweren Leiden machten fromme Angehörige in der Kirche dem lieben Gott Gebnisse (Wünsche), z. B. die Mutter eines blind geborenen Kindes erbat das Augenlicht doch wenigstens für ein Auge des betreffenden Kindes und versprach, jeden Karfreitag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nichts zu essen und mit dem Kinde zum Abendmahl zu gehen. Das Versprechen hat sie gehalten und der Sohn kann auf einem Auge sehen und sich seinen Lebensunterhalt verdienen.

Ostern. Bei Sonnenaufgang ging die Familie hinaus, um das Osterlammchenbraten zu beobachten. Junge Mädchen sollten schon vor Sonnenaufgang vom Eier- und Eierwasser, ohne zu sprechen, und benutzen es als Schönheitsmittel. Junge Männer überreichten die Familien, besonders die Mädchen, schon vor dem Aufstehen am Morgen ein Brüggen (ein zierlich mit Stiepenruten (genannt Stiepenruten) und erhielten dafür Eierker. Der Braut wurde Stiepen genannt. (In Königswalde aber wenig oder gar nicht bekannt.)

Walpurgisnacht. Zur Vertreibung der bösen Geister und Fernhaltung von Unglück wurden Fenster und Türen besetzt oder der Hofen umgelegt vor die Stalltür gestellt. Auf hohen Erhebungen außerhalb des Ortes wurden Feuer in demselben Sinne abgebrannt.

Silbmesfest war besonders hoher Feiertag und Festtag. Die Vertreibung von Ardeiten zog Unglück nach sich.

Kinsten. Aufstellung der Malen (Wirten) von den Türen und Pfingstausflüge.

Johannitag. Aufbruch des Ortes Sonnenwendfeuer mit entsprechender Feiern. Dasselbe auch zur Winter Sonnenwende kurz vor Weihnachen.

Ernte. Betraten der Wirt oder seine Gattin zum erstenmal das Erntefeld, so werden sie von einer jungen Schmittin mit einer eigens dazu gekauften Schleife und einigen Weizen gebunden. Dabei wurden folgende und andere Sprüche aufgelegt:

Ich komme angegangen mit meinem Erntebund, Ich trete an Ihre Seite, zu beschenken Ihren Garten Wein.

Um bei diesen Beschenken der Liebe zu gedenken.

Wünsche! Ich Ihnen soviel Glück und Segen, wie Tröpflein von dem Himmel regnen. Und soviel Gesundheitsjahre, wie die Blüten Witter tragen.

Denken Sie zurück im künftigen Jahre, was ich Ihnen heute gewünscht habe.

In der Nacht, da ich schlief, kam ein Engel, Gab mir den Gedanken ein, das heut' des Herrn Komfest sein.

Ich werde Sie binden mit lieblichen Dingen, Mit lieblichen Sachen, viel Kompliment kann ich nicht machen.

Ich bin noch jung an Jahren und hab' noch nichts erlahren.

It Ihnen vielsteht mein Erntebund zu schick, It Ihnen doch meine Ehre gereicht.

Woll Demut und Bescheidenheit nehm' ich das Erntebund

Und bind' es voller Zärtlichkeit um Ihren schönen Arm.

Wünsche! Ihnen soviel Glück dabei, daß dieser Wunsch Ihr Segen sei,

Und alles, was Sie mögen tun, mög' dies in Gottes Händen ruhn.

Ich wünsche! Ihnen soviel Glück und Segen, wie Tröpflein von dem Himmel regnen.

Ich wünsche! Ihnen soviel Wohlergehen, Und übers Jahr ein gesundes Wiedersehen.

In der Nacht, da ich schlief, kam ein Engel, der rief;

Da hab' ich im Traume vernommen, daß heute Herr... wird kommen.

Ihnen ein Bündchen zu besorgen, das hat mich schon längst erfreut.

Drum hob ich meine Hände zum lieben Gott empor.

Der Ihnen soviel Glück mög' spenden, wie die Felder Wehren tragen.

Der Ihnen soviel Glück und Wohlergehen, Und übers Jahr ein gesundes Wiedersehen.

Für das Binden bekamen die Schmittin einen Geldbetrag, den sie unter sich verteilten.

Nach der Ernte wurden die Schmittin mehrere Wagen und auch Wägen aus, veranlaßten einen Umzug, der im Lokal endete, und dem sich der Tanz der Schmittin anschloß.

Silbmes. Silbmesball mit Schlächen und Augenbaden.

St. Nikolaus bis Weihnachten. Die Kinder stellen über Nacht Teller und Schuppe vor die Tür, in die dann von St. Nikolaus oder Knecht Ruprecht etwas hineingefest wird.

Reittagabend. Am früher der Schmittin mit seinem Gefolge. Vor der Christmesse ging die Dienstmagd heimlich in den Viehhof und gab jeder Kuh eine Stulle Brot mit Salz und ein Blatt Christlof in der Meinung, im kommenden Jahre von der Kuh ein gutes Kalb und viel Milch zu erhalten.

Silbherer. Junge Mädchen holen gegen Abend Holz herein und säuen es ab. Ist die Zahl gerade, dann ist die Hochzeit im folgenden Jahre, ist die Zahl ungerade, dann ist die Hochzeit erst später.

In der Nacht werden Viehhof mit möglichst langen Schalen gefüllt. Die Schalen werden rühmends über den Hof geworfen und daraus die Anfangsbuchstaben des künftigen herausgelesen.

Schiffen werden auf Radeln oder Stahlscheiben geflochten, die eine Pfanne gehalten und dabei das Wasser aufgelegt. Der Buchstabe, bei dem das Kernchen steht, ist der Anfangsbuchstabe des künftigen.

Wiegeln wird vorgenommen, um Glück oder Unglück für das neue Jahr festzustellen; so bedeuten Verten: Tränen oder Trauer - Qualenformen Glück usw. Die Phantasie spielt dabei eine große Rolle.

Neujahr. Früher gingen Lehrer und Kinder in die Familien, sangen und wünschten Glück und Segen im neuen Jahr (Neujahrsgesängen). Dafür erhielten sie Eier, Kuchen usw.

Kastnacht, ortsüblich Kastnacht. Die Jugend bugte sich aus Wägen, Affen, Truot mit Musikinstrumenten, Harmonika, Zuckerschiffen usw., Sammelstücke mit spielen und schrien machten einen Umzug von Gehst zu Gehst, bekannt unter dem Namen Jampers. Untenwegs wurde Sped, Bratwurst, Pfannkuchen usw. gekostet. Am Abend Nacht. Heute gehen nur noch Kinder und spielen die erhaltenen Sachen auf, unter Auflagen folgender Sprüche:

Ich bin der kleine Knecht, Ich beitel die ganze Wode; Und wenn der liebe Sonntag kommt, Dann hab' ich nichts zu fode.

Ich bin der kleine König, Geht mit nicht so wenig, Laßt mich nicht so lange schlief'n, Ich will noch so künigen weitergehn'.

Hopfa in die Follnast! Daß der Flachs recht lang wachst, Hoch wie die Weide, weiß wie die Kreide, Hopfa in die Follnast!

Hochzeit. Die Brautleute waren eifrig bemüht, die Herrschaft in der Ehe zu haben. Die Braut freute dem Brautigam am Hochzeitstag in die Schuhe mit dem Spruch: Ich streue, streue Nisse, wenn ich rede, dann ist der Mann Nittel. Welang hier das ganz heimlich, dann hätte sie in der Ehe das Recht. Und verurteilte sie in derselben Meinung vom Brautigam das Eifergeld zu erhalten oder sie trat ihm bei der Trauung auf den Fuß, oder sie hielt bei der Trauung die Hand oben, oder sie trat beim Lieberheiraten der Schelle zuwerk in die Kirche usw. wurde dem Brautpaar Brot und Salz gereicht, um zu bedeuten, es möge in der Ehe nichts fehlen. Auf den Traualtar wurde links und rechts je eine Zitronen auf ein weißes Taschentuch gelegt (am Hochzeitstag). (Zitronen nicht mehr bekannt.) Ging der Brautpaar zur Kirche oder fuhr das Brautpaar zur landesamtlichen Trauung, so wurden sie von Bekannten mit über

die Straßenbespannten Sellen, Kränzen oder
Tüchern aufgehängt. Dafür wurde vom
Bräutigam und den Trauzeugen Geld ge-
geben, welches den Aushängern eine kleine
Feier im Lokal gestattete. Im 12 Uhr nachts
wurde der Braut Kranz abgenommen,
und es kam zum Einzug in die Wohnung
des Bräutigams. Die jungen Paare umgaben sie
im Kreise und sangen das Lied: „Wir win-
den dir den Jungfernkranz“. Dabei nahmen
andere den Kranz ab. Darauf wurden Braut
und Bräutigam die Augen verbunden, dann
wurde der Braut Kranz abgenommen und
derjenige jemand aus der Familie zum
Kranzträger ernannt. Es wurde behauptet,
daß die beiden Aushängern
wählten auch einmal ein Paar würden.

Am zweiten Hochzeitstage wurden die Damen von den jungen Herren sehr früh aus den Quartieren geholt und mit allerlei Beförderungsmitteln (Karren, alten Wagen usw.) ins Hochzeitshaus gebracht, großer Jubel herrschte dabei.

Politikabend. Mit der Begründung „Ehren bringen Glüd“ wurden möglichst viele alte Töpfe gegen Wände und Tür des Hochzeitshauses geworfen. Das Glüd in der Ehe war um so größer, wenn das Brautpaar selbst am Hochzeitstische, wenn möglich vor Sonnenlaufgang, sitztesagte. Im Folgerabend wurden auch von Kindern und Bekannten dem Brautpaar Gedächtnis vorgetragen und Geschenke mit Glüd- und Segenswünschen überreicht. Zur Hochzeitfeier

wurde stets der Pastor geladen. Erschien er nicht, dann bekam er eine Flasche Wein und einen Topf Kuchen auf türkischem Tuch ins Haus geschickt. Bei jeder Hochzeitsfeier fand eine Sammlung für die Mission oder andere gute Zwecke statt.

Begräbnis. Pastor und Kantor mußten bei ihrer Ankunft im Begräbnishaufe immer ein Glas Wein trinken und dann während der ganzen Trauerfeier eine Zitrone in der Hand tragen, die sie auch mit nach Hause nahmen. (Zweck wahrscheinlich Schutz vor Leichengeruch.)

Andere Sitten und Meinungen

Beim Einkauf und Einstallen von Vieh wurde eine Art vor die Schwelle gelegt, damit das Tier beim Eintritt in den Stall darübertreten muß. (Bedeutung: Glück.)

Auf die Türschwelle wird ein Hufeisen genagelt als Glücksbringerin für Haus und Familie.

Ein Hase läuft über den Weg, von rechts
nach links ist's Unglück, von links nach rechts
ist's Glück.

Begegnet dem Jäger eine alte Frau, so hat er Pech, begegnet ihm ein hübsches Mädchen, dann hat er Glück.

„Schafe zur Linken,
Wird Freude dir winken,
Schafe zur Rechten,
Gibt Haufen und Rechten.“

Zusammengestellt von Lehrer Gluschke

Die blaue Blume

Sagen und Mären um Rüttrin

Der moralische Anfang

An allem Anfang steht die unmoralische Geschichte vom Namen Küstrins, mit dem Küsters Trine etwas zu thun hat, die ihren Grenadier so schallend küßte, daß sich der Stadtvater veranlaßt sah, nach diesem undiskutierbaren Vorgang den 'neuerbauten Ort zu benennen.

rine muß das Bett machen

Der verständnisvolle Stadtvater war natürlich Hans von Küßlin. Er ist ja deshalb und aus anderen Gründen auch unterstützt worden. Natürlich, die weisen Wissenschaftler rücken an ihrer Spitze und sagen: wir müssen doch aber feststellen, Hans von Küßlin ist a. D. 1571, und zwar am 13. Januar dieses Jahres des Unfalls, gestorben; wir wissen sogar ganz genau, wer bei seiner Beerdigung dabei war, und was diese Wers für Trauerhältnisse trugen.

Still, da werden Sie, wenn Sie durch die Stadt laufen, im Morgengrauen einem Mädchen begegnen — man sagt, es sei immer noch Kückers Trine — das khaa, khaa in ihren Dolzbantoffeln den Rajematten, auftritt, um dort das Bett des Markgrafen zu machen. In welchen Rajematten das Bett steht, haben wir nicht herausbekommen können. Aber jedenfalls ist es da, und Hans von Küstrin muß auch noch da sein; denn wer sonst sollte das Bett über Nacht eingebuchtet haben?

Sans in allen Gassen

Sehr spät in der Nacht hat er sich anders-
 dings erst hineingelegt: denn er hat ja sehr
 zu thun. Er muß ja spaken. Er muß
 am Morgen die Ackergeräthe ausstellen,
 so der preussische Adler noch die richtige
 preussische Haltung hat, er muß am Menne-
 platz herumspazieren, um nachzusehen, ob
 der Waage die Geisse noch klappen, er
 muß nach dem Theater, im Glacé und
 überall. Er muß doch auch noch den
 Rechten leben, damit seiner Stadt, seiner ge-
 liebten Stadt Küstrin nichts Böses geschieht.
 Wie er es ja damals, als er noch lebendiger
 war, in noch reichem Maße that.
 Damals war er ein Mann, ein Mann von
 feiner, fest kommt er ja nur nach und be-
 sonders bei Neumund. Damals aber war er

auch bei Tage überall. Damals schielten die Markfrauen stets mit einem ihrer schönen blauen Augen nach links zum Schloß: „Kimmst hi?“ Und plötzlich war er doch da wie aus der Erde gewachsen und donnerwetterte in die zu hohen Butterpreise hinein, obgleich die Butter damals noch billiger als heute war. Noch höflicher, als es heute geschieht, packte er auf, das Festpreiße, die er bestimmte, auch innegehalten wurden. Und so überwachte er auch seine Beamten und Angestellten.

Ein Räuber bricht in die Herde

Der Schäfer von Drenitz machte eines Nachts plötzlich auf. Sein Hund blaffte, und die Hammel ließen unruhig durcheinander. Verflucht noch mal! Da war ja der Kerk mit seinem Maul über die Hürde gesetzt und versuchte gerade, eins der Lämmer zu greifen. Der Schäfer stürzte mit wildem Getrüll herzu. Ganz genau sah er ihn, den Spitzbuben: frecher Flederhund, wüßtes Gesicht, erschumpfter Kopf. Aber es war zu spät. Schon faß der Bösewicht wieder im Sattel und hegte

Mit seinem Raub davon. „Du warst ja heiden!“ Der Schärer sah in letzter Sekunde am Wendenlicht am Boden sein Beil, sein Holzbeil blinken. Schwirrend flog es durch die Luft, dem Kopfe des Räubers zu. Es mußte treffen! Aber ein Tausendstel war das ja! Mitten im Springen schlug er einen Hafen, griff zur Seite und hatte das geschleuderte Mordwerkzeug in der Hand, mit dem er von dannen jagte.

ern Morgen in alle

ein Soldat: Zum Markgrafen kommen! Wie er stand und ging, lief der Schäfer mit. Als er im Schloß ins Zimmer trat, sah er auf dem Tisch etwas liegen, das ihm bekannt vorkam. Es war sein Beil! Jetzt mußte er Bescheid. So viel das Beil wog, so viel Gold ließ ihm der Markgraf auszahlen, weil er so gut gewacht hatte.

Bauer, der am Schaumburger Wege Mist fuhr, wie der Markgraf quer über die Heider tuschtiert kam und nicht einmal im Galgengrund am Schulensee halt machte. Mitten über den See fuhr der Kürst.

„Wat du fannst, kann id ook!“ sagte der Bauer, haute seine Pferde über den Schwanz und preschte hinterher. Tatsächlich, das Wasser hielt ja. Das hatte er noch nicht gewußt und kam sich deshalb mächtig dumm vor. Am anderen Ufer aber stand Hans ausgerichtet in seinem Wagen: „Sör mal, Filsenberg, diesmal hab ich dich noch einmal mitgenommen; aber das nächste Mal laß es lieber bleiben.“ Weg war er.

Der Bauer hat es noch einmal versucht, aber als seine Pferde bis zum Bauche im Wasser standen, ist er lieber kopfschüttelnd umgekehrt.

Der Pfahl am Wege

Einwas Komisches hat einmal des Markgrafen Kutcher erlebt. Wieder einmal fuhr er mit ihm von Kufirin nach Neumühl. Es war naßkalte Märznacht, und der Kutcher haute mit der langen Peitsche auf die Klappen ein, daß sie nur so dahinjagten; denn er wollte so schnell wie möglich ins Bett kommen.

„Dundelwetter, doa is mi mien Peietsche
haben gebläuen!“ Zu weit hatte der Kutscher
in seinem Eifer ausgeholt, und die Schnur
hatte sich an einem am Wege stehenden spitzen
Pfahl verwickelt. Er wandte sich um:

„Herr Stadtgraf, loben Sie mir nur an
die Rietzsche hoch!“

„Auf keinen Fall, mir müssen weiter!“

So sehr auch der Kutscher bettelte, der Markgraf ließ ihn nicht halten. Ohne Weitsche ging es weiter. Die Pferde liefen trotzdem wie die Wilden.

Am anderen Tage fuhren sie zurück nach Küstrin. Als sie durch Kiewitz kamen und der Kutscher zum Kirchthurm hinaussah, um zu erkennen, ob sie noch zum Mittagessen zu recht kämen, traute er seinen Augen nicht. Da hing ja etwas, oben, an der Kirchthurmspitze und bewegte sich im Winde.

„Miene Pietsche, miene Pietsche!“ Aber weiter kam der Kutscher nicht, denn ihm fiel plötzlich ein, daß die Kirchturmwische dann ja der spize Pfahl am Wege gewesen sein mußte, an dem die Pietsche hängen geblieben war. Ihn gruselte. Durch die Lüfte waren sie ja dann gefahren...

*

So könnte man weiter und immer weiter erzählen, bis tief in die Nacht hinein, in denen solche Sagen und Mären umgehen und in unserem Volke lebendig werden.

Elisabeth von Braunschweig, die Gefangene von Küstrin

[illegible]

aus in die Freiheit. Offiziere, die im Schloß ein- und ausgingen, sahen die schöne Frau, und einer von ihnen verliebte sich in sie. Ein Hündchen wird geschmiedet, nachts soll es über die getrennte Oer gehen, am anderen Ufer wartet ein Fußwurm, das sie außer Landes bringen

Die Dorfschmiede

Von Gustav Kunick

Die ist nun freilich kein feines und stolzes Gebäude. Ganz schlicht und einfach steht sie da in ihrem unansehnlichen, aber erhabenen Freisteck.

Schon von großer Weite grüßen uns ihr munteres Rinken und das kleine Fächerwerk. Da ist auch der große Schleiffstein, ein Schleiffstein, wie es im ganzen Dorf keinen zweiten mehr gibt. Wüßte ich hier braune Eisen und Eisen, Wagnereisen und frange Wüßsteine. Hier im schmalen Umbau hat es Eisenblech und Schlingen in allen Stärken. Denn ein Schmied ohne Eisen ist kein Schmied, das weiß selbst der Dair.

Wollen wir einmal hineingehen, Kinderchen? Da birst hier auch der mein Meister nicht in den Weg stellen, wenn er so schmiede und zumal in den Augenblick, wo er das glühende Eisen aus dem Feuer bringt. Denn so gut es auch sonst ist, aber in diesem Moment gibt er sich für ihn nichts anderes mehr als der Welt, da ist jede Sekunde folbar, und wie, wer ihm da in den Weg tritt! Den schnauzt er an, daß ihm Hören und Sehen vergeht! Auch vor den brühenden Rinken braucht ihr keine allgütige Angst zu haben. Das ist in einer Schmiede nun ein- und nicht anders. Wenn das so schimmelt wäre mit den Rinken, da hätte der Schmied ja längst seine Haut und sein Fleisch mehr an den Armen.

Na, Dider, was schaust du denn so auf das Fächerwerk hier unten? Ach, wegen den vielen Hornspänen? Die sind von den Werkstücken. Denn der Meister hat ein gar tüchtiger Hufschmied, müßt ihr wissen.

Und steht mal hierher, ihr gleich links von der Tür. Die Hufmaschine ist das. Da mit werden die Hufe in das Eisen gehöhrt. Und das hier ist der Schraufstock. Ihr werden unartigen Kindern die Ohren eingekramt. Und die alte Kanne hier hat jemand zum Essen vergebracht. Was laßt ihr denn so? Wegen dem Ohreneingekramen? Nicht? Na, wegen was denn sonst? Ach so, wegen den beiden Wüßsteinen im Fenster? Ja, steht mal, gerade hier in die unteren beiden Scheiben der Schmied nur anbauen und anschauen, daß es nicht abheben soll, da kann man es ihm wirklich nicht überlesen, daß er wütend wurde und einfach zwei Wüßsteine einsteckte.

Seht nur, steht, wie der Hufschlag auf- und zuschlägt. Wie eine Melodiarmonika. Was meint ihr? Aber ganz, ganz, ganz. Wenn Stimmen und Klappen aneinander stoßen und Tassen zum Singen, das würde genau so spielen, wie eine Harmonika. Aber so ein Hufschlag soll doch keine Wiederholung, sondern tüchtig in das Feuer pusten, damit das Eisen schneller glühend wird. Seht nur, wie er es hineinbrückt mit der Zange. Uebri- gens, nicht wahr, was hier an der Wand für allerlei Sorten Zangen hängen!

Der Amboss, die Feilenbelegmaschine, Fuß- eisen, Schrauben, Hämmer und alles, alles! Immer liegt es auch mal richtig an.

Gelt, hier der große Hammer, das ist ein wichtiger Kerl! Wer den mal auf den Kopf bekommt, um Bade, der vergißt bestimmt das Aufstehen für immer! Seht nur, wie der Kerl! Ihn zuschlagen muß! Warum der Meister das so selbst macht? Na, so, ihr meint, weil er doch häßler ist. Ja, seht nur, nicht das Zufallsgeschehen, sondern das richtige Stöhnen ist die größte Kunst. Nicht wahr, wenn man so zuschauet, da sieht das ganze Schmieden eigentlich recht einfach aus, da

soll. Vom Schloßtürm schlägt die vereinbarte Stunde, doch der Kerler kommt nicht und ist seinen feurigen verdorbenen. Welche Zange muß sich da abgeholt haben? Werde er wird in strenger Gefangenschaft nach Zeitin gebracht.

meint man, das müßte man doch auch bringen. Aber nein, nein, so einfach ist das nicht. Sonst brauchte ja niemand erst Schmied zu lernen. Seht nur, wie hüftig sie loslegen! Denn es will noch sehr viel, fertig werden heute. Der Meister ist ein gar herrlicher Mann, was er den Kunden erst verspricht, das hält er auch, und das betreffende Zeit kann nur zu: zugelegten Zeit abgeholt werden. Schon sein Vater war so.

Gar oft kommt es auch vor, daß, wenn der Meister beim Frühstücken vom Tisch hinausschaut zum Bild des Vaters, daß der Vater da herausschaut aus Glas und Rahmen und dann im Gesichte mal mit herüberkommt in die Schmiede und nach dem Heden sieht. Gar oft ist es dem Meister, als höre er den Vater. „Na, mein kleiner Kerl du! Bist du auch inzwischen ein tüchtiger Meister geworden, wie ich einer war? Ein Schmied, wie ich geübt weit und breit? Von wegen Hufschlag? Von wegen Flugloch? Denn gerade bei diesen drei Dingen zeigt es sich so recht, ob man ein richtiger Schmied ist oder „hail eben auch nur so ein Schmied!“ Nein, es läßt mir keine Ruhe mehr, ich muß schnell

mal gucken kommen, ob zu meine kleine trau- liche Schmiede, mein Stolz, mein ein und alles, im Schuß hat.“

Und da ist es dem Meister oft, als wäre der Vater, der ihn hier im Gesichte so ins- truisieren kommt, der herrliche Wüß- Schmied aus der Heidenlage und dieser Raum hier die deutsche Schmiede überhaupt.

„Jawohl, Vater, ich habe genau solche harten Muskelarme wie du und schlage Tag für Tag gar tüchtig drein, um vor dir be- stehen zu können. Denn unsere Schmiede muß hochgehalten werden durch die ge- schicktesten. Ohne Amboss und Hammer hätte das Dorf nun einmal nicht aus. Jawohl, ein Schmied bin ich, ein Schmied mit Leib und Seele!“

Seht nur, seht nur, wie er wieder loslegt!

Na, da kommt nur, wir wollen hier nicht länger sitzen.

Ja, ein gar eigenartiger Zauber ist es, aber so bald einer Dorfschmiede sieht. Zumal abends im Dunkel, wenn man von der Straße aus so hineinblickt in das flackernde Herdfeuer und in den Spritzregen der Gieß- funken. In das noch möglich beinahe das Gesicht des Meisters, in die ebenso beschiente Ober- körperpartie aus des Zerstörungen. Wenn man in die Hören hineinfallen hört, dieses helle Pant-Pant des Hammerhüpfens auf dem heißen Amboss und dann wieder das dunkelwunderliche Draufgallen auf das un- giebbige Wüßgallen des Eisens. Wie ein Märchen ist das alles.

Jawohl, ihr Kinderchen, da habt ihr recht: gerade die Schmiede ist eines der prächtigsten Bereiche im Gesamtgebilde der forsch und doch auch träumerischer Dorfschmiede.

Ein Neumärker als holländischer Dichter

Von Christian Friedrich Hoffmann

Den Dichtern, die dem märkischen Land entsprossen sind, ist auch ein Mann zugehö- ren, den unsere Zeit kaum den Namen nach kennt: Christian Friedrich Hoffmann, ein gelehrter Kritiker, der 1744 als Sohn des Hofpredigers Christian Hoffmann geboren. Und doch verdient er es, daß er nicht ganz der Ver- gessenheit anheim fällt. Nicht, weil seine bis- terlichen Erzeugnisse übertragenden Wert be- sitzen, sondern weil er seinen Begnug an dem Boden einer fremden Sprache — dem Holländischen — getummelt hat. Und zwar mit so gutem Erfolg, daß ein holländischer Kritiker über Hoffmann die für diesen gewiß schmei- chelhaften Worte schreiben konnte: „Dieser geist- reiche Deutsche hat sich um unsere Literatur außerordentliche Verdienste erworben, daß er sich durch seinen mystischen Geist sehr vorteilhaft von manchen „falsch-bleibenden“ reimenden Wieder- länden unterschied, die weniger tief in das Wesen niederländischer Dichtung eindringen, als dieser kluge und geistreiche Fremdling.“

Wie ist nun Hoffmann zum holländischen Dichter geworden? Um diese Frage beantwor- ten zu können, muß sein bunter Lebensweg kurz skizziert werden. Als zehnjähriger Junge besuchte Hoffmann zusammen mit seinen Eltern seinen Onkel — einen Bruder seines Vaters — in Amsterdam, der dort als ange- sehener Kaufmann ansässig war. Auf dessen Tisch liegen die Eltern ihren Knaben in das holländische Kaufmannshaus, wo er eine ge- eignete Erziehung erhielt und sich natürlich auch das Holländische wie seine Muttersprache aneignete. Später trat dann Hoffmann als Verleger zunächst in ein holländisches Anwalts- büro und anschließend — ebenfalls in Amster- dam — in ein Kaufmannsunternehmen ein. Bald- her ist er dort nicht nur in seinem Beruf wohl- geklärt, sondern auch damals schon — auf- merksam seiner damals in Alt-Dammsburg wuf-

nenden Mutter, (übrigens eine Tochter des bekannten Berliner Hofpredigers Jakobson), die schon seit 1758 Witwe war — der Vater war ein indirektes Opfer der Verheißung Kaiserin durch die Hugen geworden — lebte Hoffmann 1779 für dauernd nach Deutschland zurück, erkor noch als Dreißigjähriger die Danzigerstadt zu seinem neuen Beruf und kaufte 1779 das Gut Karolinenhof bei Landsberg (Warthe), was er allerdings nur zwei Jahre bewohnte. Im Jahre 1781 heiratete er mit seiner Frau Johanna Elisabeth, Tochter des lutherischen Predigers Jakob Schramm in Breslau, in die Idemart über, wo er das Krautengut in Alt-Bitterdorf er- worben hatte. Als 1786 seine Mutter hochbe- tagt starb, verkaufte er auch dieses Gut nieder und wählte Breslau zu seinem Wohnort, um sich nimmermehr seinen literarischen Neigungen ungehindert widmen zu können. Auch jetzt be- deutete für Hoffmann noch in seinen poetischen Erzeugnissen vornehmlich der ihm lieb und wert gewordene holländische Sprache, und ein namhafter holländischer Literaturhistoriker fand nicht an, ihn als den holländischen Voltaire zu bezeichnen. Und als Hoffmann im Jahre 1799 — ebenso wie sein Vater an den Folgen eines Schlaganfalls — im Jahre 1811 starb, schrieb der Holländer Ludolf von der Hagen auf einen Nachruf für Hoffmann u. a. mit Recht, „wie wunderbar es sei, daß ein Deutscher, der der nur in seinen Jünglingsjahren einige Zeit in Holland gelebt hatte, im weiteren Verlauf seines Lebens sich in der holländischen Sprache so holländischer Sprache und Dichtkunst nicht nur oberflächlich, sondern gründlich widmete, mit einem Scharf sinn, der seinesgleichen nicht leicht finden wird.“

Ein Märker als anerkannter holländischer Poet — schon dieser Tatsache wegen soll Otto Christian Friedrich Hoffmann nicht ganz ver- gessen werden.

Schutz den Störchen!

Es ist eine bekannte Tatsache, daß unser Gefassnetzt Großvogel, der weiße Storch, den man wohl mit mehr als einem Recht als den typisch deutschen Vogel bezeichnen kann, in nicht zu ferner Zeit nur noch ausgestellt in Museen zu finden sein wird, daß er also im Aussterben begriffen ist. Wir dürfen uns mit dieser wissenschaftlichen Feststellung nicht begnügen, sondern wollen zunächst fragen:

Wozu ist der Grund zu suchen, daß die Zahl der Störche immer mehr abnimmt?

Wenn wir nicht die Vögel in die Hand bekommen, in denen es uns mitgeteilt ist, so können uns noch lebende alte Leute sagen, daß in den Niederungen der Oder, Warthe, Neise und Spree, noch vor fünfzig Jahren häufig gesehnet jedes zweite Gehöft sein Storchhof hatte. Das wird uns gar nicht verwunderlich erscheinen, wenn wir uns vor Augen halten, daß die Bruchlandigkeit den Tieren die denkbar günstigsten Lebensbedingungen gewährt. Damals war der Bauer noch stolz darauf, ein Storchneft auf eigenen Äußerungen zu besitzen, zumal der Volksglaube es als ein Glücksmoment betrachtete. Soll doch das Gebäude vor Feuerbrand geschützt sein, auf dessen Dachstuhl die gefährlichen Tiere nisten.

Und wie ist es heute? Denken wir nur an unsere Vorfahrengedächtnisse. Führt man die Strecke Kührin—Landberg, so entdeckt man vom Zuge aus kaum mehr als fünf Storchnefter auf den nahe der Bahnstrecke liegenden Gebäuden. Es fehlt den Störchen also hauptsächlich an genügenden Niststätten. Daher ist es Pflicht eines jeden Tierfreundes, dafür zu werden, daß möglichst viel neue Storchnefter angelegt werden, wie sie in der Gegend unseres Freundes Vangelin verstreut für die nächste Zukunft abzugeben. Wer im vergangenen Frühjahr Schwärme von Störchen von 10 und mehr Stüd beobachtet konnte, wie sie Anshaus stellen nach geeigneten Brutplätzen, wie sie in den bestellten Storchhöfen kleine Kämpfe ausfochten, der wird wohl und ganz aufpassen, daß das Ausnehmen dieser Vögel zum großen Teil darauf zurückzuführen ist, daß neue Storchnefter kaum noch angelegt werden. Wir wollen jedoch nicht außer Betracht lassen, daß auch Vergiftungen, Starkstromleitungen und Verfolgung der Tiere ihnen den Kampf ums Dasein unannehmlich erschweren. Das genaunte Hauptmittel bedingt aber eine Brutmildigkeit und fördert somit das Aussterben außerordentlich.

Wer ein neues Storchneft anlegen will, der beachte folgendes: Am liebsten wird der Brutplatz bezogen, der sich auf einem Dach befindet. Man befestigt recht tief ein altes Wagenrad auf dem Stiel. Dabei muß bedacht werden, daß das fertige Neft einen Durchmesser bis 1,50 Meter haben muß, und daß das Gewicht desselben bis 6 Zentner nicht übersteigen darf. Man kann freilebende Bäume in der Nähe des Gehöftes — bei uns wohl am geeignetsten Papeln — können auch dazu benutzt werden, ein Storchneft zu tragen. Man löst den betreffenden Baum bei einer Kugel in Dachhöhe und befestigt in der Gabelung die Neftunterlage.

Die Weiße löhnt, denn bald beginnt das Storcheneft, das hier kein Heim aufflageln will, Neftes bereitwilligst, die Weißen verflochten werden. Die Vögel werden mit Wasser, Sehm usw. ausgefüllt und bald liegen in der Vertiefung in der Mitte 4—5 Eier. Und jeden Tag kann man sich der neuen Hausgenossen freuen, wie sie sich gegenseitig durch Klappern begrüßen. Sind dann die Jungen den Eltern entflohen, so wird man interessiert die Entwicklung der Neftlinge beobachten. Denn der reizend ist es, wenn in der zweiten Hälfte Juli die Jungstörche ihre ersten Eier und Flugversuche vornehmen.

Ist ein Neft erst einmal bezogen, so wird es regelmäßig in jedem Jahre wieder aufgesucht, und der beneidenswerte Besitzer kann

manche interessante Feststellung machen. Hoffe jeder, in dessen Hofstube ein Storchneft sich, möchte daselbe nicht mehr finden.

Dem darum zu tun ist, den Storch in unsern Landschaften zu erhalten, so ist es recht auch hingehört, der Frage Storch, daß in diesem Jahre recht viele neue Storchnefter angelegt werden. Dann wird es im Jahre 2000 auch noch bei uns Störche geben.

P.-a.

Sinn und Aufgabe heimatgeschichtlicher Forschung

Wir stehen mitten in dem großen entscheidenden Erlebnis unserer Zeit, der Umformung des deutschen Volkes zu einer neuen Gemeinschaft. Diese Umformung kann nur geschehen durch die Rückgriff auf die tiefsten und wahren Quellen einer Volksgemeinschaft, wie sie sich in den unvergänglichen Werten Volkstum und Heimat erschließen. Dazu ist aber unerlässlich, daß das Heimatgefühl, obwohl es aus dem Erlebnis der Einheit des Volkes erwacht und sich erneuert, immer frei bleibe von aller Enge. Die unter diesen Gesichtspunkt gestellte praktische Volkstumsarbeit wird immer eine wesentliche Unterstützung durch die Heimatgeschichtliche und die auf ihre Erschließung gerichtete Forschung erhalten. Alle geschichtliche Betrachtung wird in dem Augenblick verinnerlicht, wo es uns gelingt, den Blick für das in unserem Volkstum lebendige geschichtliche Erbgut zu öffnen, möge es sich hier handeln um Volkstum in seiner mehr äußerlichen Erscheinungsform wie Sitte, Brauchstum, Tracht, Ausformern, Volkstanz oder um die geistigen, vor allem um die Sprache und ihre Schöpfungen. Unsere heimatgeschichtliche Forschung kann sich vornehmlich machen durch die Verwertung heimatlichen Anschauungsstoffes, besonders zur Volks- und Volkstumsforschung, also für Fragen, die bei uns bislang gegenüber territorialgeschichtlichen und staatsrechtlichen Zusammenhängen sehr zurückgeblieben sind. Nicht zuletzt wird die Geschichte des Bauerntums stärker zu berücksichtigen sein.

So gilt es überall, Geschichte und Leben in Beziehung zu setzen, Forschung verpflichtet. Wer das Glück hat, ihr aktiv zu dienen, hat auch die Verpflichtung, ihren Betrag zu aktivem Volkstum zu machen und ihn für die nationalsozialistische Willensbildung auszuwerten. Dazu ist unerlässlich, daß der Heimatgeschichtliche sich freihält von nur antiquarischer Sammel- und individualistischem Spezialistentum, das für die Allgemeinheit unfruchtbar ist. Organisatorisch ist nötig, daß aus dem Nebeneinander der um die Landes- und Volksgeschichtlichen Forschung wie um die Wahrung und Pflege eines geschichtlichen Interesses bemühten Verbände ein Meinande werde. Auf diese Weise können Fragen der Landes- und Volksgeschichte gleichmäßig und unter ihrer stofflichen Gleichmächtigkeit ins kleinste Detail hinein zur Behandlung und Klärung getragen werden. Es gibt eine Fülle geschichtlicher Fragen, zu deren Klärung auch die einfache Volksgenossenschaft mitgliedig ist. Dazu ist ihrer stofflichen Gleichmächtigkeit nicht leicht eine „Forscherehre“ werden. Wir dürfen damit zugleich den Gedanken der Volksgemeinschaft, nicht zuletzt wird der einfache Mann da an der Geschichtsforschung der Heimat interessiert sein, wo es sich um das wahren Erlebnis der letzten 20 Jahre in Niederbüchlein aus dem Eigenleben festzuhalten. Durch diese „Geschichtsforschung von unten“, die auch schon von manchen Kreisleitungen der NSDAP gefördert worden ist, läßt sich eine Fülle heimatgebundener Beispiele selbstlichen, kämpferischen Einflusses für Volk und Vaterland, von operativer Front- und Volkstameradtschaft, vom Willen zur politischen und nationalen Einheit, aus der Notwendigkeit für die Raschheit festhalten. Auch die ältere Landes- und Heimatgeschichtliche bietet ähnliche Beispiele genug, die an ihrem Teil mitwirken können zur Formung eines

Geschichtsbildes, das bürgerlich-herofisch und realistisch ist, weil es volks- und bürgergebunden ist und im Boden der Heimat verwurzelt. So kann auch gerade die Heimatgeschichtliche der politischen Willensbildung dem volkstonnen Gedanken und der Volksgemeinschaft dienlich gemacht werden.

Dr. L. Andresen.

Märtliche Bauern im Kampf gegen die Spaten

Unter der Regierung König Friedrich Wilhelm I. mußte zur Befestigung der Eberlingslage jeder Bauer sechs Jahre hintereinander abwärts, der Koffst acht, der Gintiger, Hüfner usw. sechs Sperlingskörbe pro Jahr an die Obrigkeit abliefern. Der dieser Verpflichtung sich ganz oder teilweise entzog, war gefangen, für jeden von ihm nicht oder zu wenig abgelieferten Sperlingskorb einen Dreier an die Urmentafel zu entrichten. In der Sturmzeit wurden demzufolge von 1731 bis 1740 insgesamt 3 133 959 Körbe bei den Bauern der Provinz Preußen abgeholt. Wer mußten noch als Strafe für nicht erfüllte Pflicht bezahlt werden.

Blutdeutsche Redensarten

„Wer heit, de heit“, sagte Hindrik, da künfte er seiner Son ein goldenes Halsband.

„Deht geist de Neif los“, sagte der Papagal, da schlepte ihn die Kabe auf der Spelcher.

„Mat ob ich, ritt“, sagte der Teufel, da rih er seiner Großmutter ein Obr aus.

„Bater een baten, als gar nix“, sagte der Teufel, da froh er die Buttermilch mit der Milchstafel.

„Deht geist et hort on hart“, sagte der Bauer, da stieh er mit dem Kopf an die Haherklau.

„Man mit jedem Ding on den Grund nach“, sagte der Teufel, da wart er seine Großmutter in den Brunnen.

„Wer on Reifen is, kummt normwärts“, sagte der Dachdecker, da flet er vom Kirchturn.

P. K.

Die Eiche

Des Norrens Stammhaft dachbelaunte Eichen, Die Krönungen hehen wohl der Bümmel. Wie dach aus Gewächs im Silben keime, So brauchen dennoch keinem sie zu weihen.

Es sind des deutschen Volks und Sinnes Reichen.

Und wo der Meerestiefe durste Räume Nicht hindern, daß am Licht die Welle schäume, Wie auch zugleich in Erd' und Himmel reichen.

Denn Stärke, die mit dem Wehse ringet, Bis alle Zien für der Wurt durchbringet, Und Phantastie, die sich im Weher toset,

Dem Zerkleiten sich an in Wille kühneget, Und sich in neuen Dingen stets bewähret, Von Urzeit her in Schutzlosen Völkern liegt,

Wilhelm von Humboldt.

Inhalt:

Sitten und Gebräuche in Königsdaube. Zusammenge stellt von Heizer Wilschke.

Die Wälder. Von Egon und Wäzen um Büdramm.

Einigkeit von Braunschweig die Befangene von Rühm.

Die Dorfgeschichten. Von Gustav Rind.

Ein Reumärker als polnisch-berliner Dichter.

Staub den Störchen.

Sinn und Aufgabe heimatgeschichtlicher Forschung.

Märtliche Bauern im Kampf gegen Spaten.

Blutdeutsche Redensarten.

Die Eiche. Von W. von Humboldt.

Geschäftleitung: P. D. H. m. s.